

KAPITEL I

*M*eine Schwester Justine war immer der Meinung, Angst vor der Dunkelheit ließe sich am besten bekämpfen, indem man so tat, als sei es in Wirklichkeit ganz hell.

Schon vor Jahren versuchte sie, diese Theorie in die Praxis umzusetzen: Wir lagen in unseren Betten und waren umgeben von Schwärze. Ich hatte mich hinter einem Schutzwall aus Kissen versteckt und war überzeugt, dass in den Schatten das Böse lauerte und nur auf die Verlangsamung meiner Atemzüge wartete, um sich auf mich zu stürzen. Und jede Nacht versuchte Justine, die nur ein Jahr älter, aber um Jahre reifer war als ich, mich geduldig abzulenken.

»Hast du gesehen, was für ein tolles Kleid Erin Klein heute anhatte?«, fragte sie zum Beispiel. Wie immer begann sie mit einer einfachen Frage, um abschätzen zu können, wie schlimm es diesmal war.

In seltenen Fällen – meistens wenn wir nach einem ereignisreichen Tag erst sehr spät im Bett lagen – war ich zu müde, um mich panisch zu fühlen. An diesen Abenden antwortete ich mit Ja oder Nein, und dann unterhielten wir uns ganz normal, bis wir einschliefen.

Aber meistens flüsterte ich stattdessen etwas wie »Hast du das gehört?« oder »Tut es weh, wenn man von einem Vampir gebissen wird?« oder »Können Monster eigentlich riechen, ob man Angst hat?«. Dann machte Justine mit Strategie Nummer zwei weiter.

»Wie hell es hier ist«, behauptete sie. »Ich sehe einfach alles – meinen Rucksack, mein blaues Glitzerarmband, unseren Goldfisch im Glas. Und was siehst du, Vanessa?«

Also zwang ich mich, mir ganz genau vorzustellen, wie unser Zimmer ausgesehen hatte, bevor Mom das Licht ausgeknipst und die Tür geschlossen hatte. Darüber vergaß ich irgendwann, dass das Böse nur auf seinen Auftritt wartete, und schlief ein. Jede Nacht war ich überzeugt, dieser Trick würde niemals funktionieren, und jedes Mal funktionierte er doch.

Justines Methode war genauso hilfreich, um meine vielen anderen Ängste in Schach zu halten. Aber als ich nun mehrere Jahre später oben auf einer Klippe stand und auf den Atlantik schaute, war mir klar, dass sie mit dem alten Trick diesmal keine Chance hatte.

»Simon sieht diesen Sommer ganz verändert aus, findest du nicht?«, fragte sie, als sie an meine Seite trat und sich das nasse Haar auswrang. »Älter. Richtig süß.«

Ich antwortete nicht, gab ihr aber recht. Als er und sein jüngerer Bruder Caleb vor kurzem an unsere Haustür geklopft hatten, war mir Simons äußere Verwandlung sofort ins Auge gefallen. Doch dieser Gesprächsstoff musste bis später warten, am besten bis zum Aufwärmen an dem alten, steinernen Kamin in unserem Haus am See. Dazu allerdings mussten wir erst einmal heil zurückkommen.

»Bei Caleb ist es genauso«, startete sie einen neuen Versuch. »Die gebrochenen Mädchenherzen in Maine müssen sich dieses Jahr mindestens vervierfacht haben.«

Ich versuchte zu nicken, während meine Augen starr auf das strudelnde Wasser und die weißen Schaumkronen in fünfzehn Metern Tiefe gerichtet waren.

Justine wickelte sich ein Handtuch um die Schultern und stellte sich direkt neben mich. Sie war mir so nah, dass ich

das Meersalz riechen konnte, das in ihrem Haar und ihren Poren haftete, und ihre feuchte Haut kühlte mich, als würden wir uns aneinanderschmiegen. Wasser tropfte von ihren Haarspitzen, fiel hörbar auf den warmen grauen Schiefer und ließ Spritzer auf meinen Füßen landen. Eine plötzliche Windböe blies die Gischt zu uns herauf und hüllte uns ein. Mein Frösteln verwandelte sich in einen Angstschauder. Irrendwo weit unten hörte ich Simon und Caleb lachen. Sie suchten den steilen Pfad, der durch den Wald zurück zu uns führte.

»Das ist nur ein Swimmingpool«, sagte sie. »Du stehst auf einem Sprungbrett einen Meter über dem Wasser.«

Ich nickte. Hier war der Moment, an den ich die gesamte Sechsstundenfahrt von Boston gedacht hatte und der mir seit dem letzten Sommer mindestens einmal täglich vor Augen gestanden hatte. Mir war klar, dass der Sprung schlimmer aussah, als er war. In den zwei Jahren, seit wir das morsche Schild entdeckt hatten, das auf diesen einsamen Aussichtspunkt fern der üblichen Touristen- und Wanderrouen hinwies, waren Justine, Simon und Caleb schon Dutzende Male von der Klippe gesprungen und hatten nie auch nur einen Kratzer davongetragen. Noch wichtiger war die Gewissheit, dass ich mich immer nur wie ein halbes Mitglied unserer kleinen Sommerclique fühlen würde, solange ich nicht buchstäblich den Sprung ins kalte Wasser gewagt hatte.

»Der Swimmingpool ist geheizt«, fuhr Justin fort. »Wenn du untergetaucht bist, brauchst du nur zwei kurze Schwimzüge zu machen und du bist bei der Treppe, die dich zu deiner gemütlichen Sonnenliege führt.«

»Und gibt es auch einen süßen Poolboy, der mir an dieser Liege fruchtige Cocktails serviert?«

Sie warf mir einen belustigten Blick zu und lächelte mich

an. Wir wussten beide, dass sich die Sache damit erledigt hatte. Wenn mein Kopf klar genug für Witze war, dann hatte ich innerlich bereits das Handtuch geworfen.

»Tut mir leid, die Ananas habe ich zu Hause vergessen«, sagte Caleb hinter uns. »Aber ansonsten steht der süße Pool-boy ganz zu eurer Verfügung.«

Justine wandte sich ihm zu. »Wurde auch Zeit. Ich friere mich fast zu Tode!«

Als sie dem Klippenrand den Rücken kehrte, beugte ich mich vor und schaute hinunter. Zwar fühlte ich mich erst einmal erleichtert, aber das war nur vorübergehend. Sobald wir die Chione Cliffs hinter uns ließen, würde die Enttäuschung einsetzen, dass ich es nicht geschafft hatte. Dabei hatte ich es mir ein ganzes Jahr lang geschworen! Heute Nacht würde ich wach liegen und nicht schlafen können, weil es so frustrierend war, wieder einmal als Angsthase und Baby dazustehen.

»Deine Lippen werden schon ganz blau«, stellte Caleb fest.

Ich drehte mich um und sah zu, wie er das Badehandtuch ausschüttelte, das er am liebsten mochte und daher ausschließlich benutzte – ein großer Cartoon-Hummer mit Sonnenbrille und Badehose –, und Justine darin einwickelte. Er zog sie an sich und rubbelte ihr Arme und Schultern warm.

»Lügner.« Sie lächelte ihn unter der Frotteehaube an.

»Da hast du recht. In Wirklichkeit sind sie eher lavendel- oder fliederfarben. Weil Lippen wie deine nämlich viel zu hübsch sind, um sich einfach langweilig blau zu färben. Aber egal, jedenfalls sollte ich sie vermutlich aufwärmen.«

Ich verdrehte die Augen und marschierte davon, um mir mein T-Shirt und die Shorts zu holen. Justine hatte sich für diesen Sommer ebenfalls etwas vorgenommen ... nämlich nicht wieder etwas mit Caleb anzufangen wie den Sommer

davor und den Sommer davor. »Er ist viel zu jung«, hatte sie verkündet. »Ich bin mit der Highschool fertig, und er braucht noch ein ganzes Jahr. Außerdem klimpert er die ganze Zeit nur auf seiner schäbigen Gitarre rum, wenn er nicht gerade vor einem Computerspiel hockt. Ich kann es mir nicht leisten, meine wertvolle Zeit mit einem Flirt zu verschwenden, bei dem nie etwas Ernstes herauskommen wird, abgesehen von endlosen Stunden Knutscherei ... ganz egal, wie toll diese Stunden auch sind.«

Als ich sie fragte, warum sie dann nicht mit Simon ausging, der sein zweites Studienjahr am Bates College begann und damit offenbar altersmäßig und intellektuell besser zu ihr passte, hatte sie das Gesicht verzogen.

»Simon?«, hatte sie wiederholt. »Das menschliche Wetterradio? Das Superhirn, für das die Collegezeit nur ein Vorwand ist, um Wolken zu beobachten? Nein, danke.«

Aber dann hatte Justine keine halbe Stunde gebraucht – gerade lange genug, um das Auto auszuladen, einen Happen zu essen und schnurstracks in Simons klapprigen Allrad-Kombi zu springen –, bis auch dieser Schwur gebrochen war. Sie hatte Caleb allerdings nicht gleich abgeknutscht, auch wenn das Aufleuchten ihrer Augen bei seinem Anblick keinen Zweifel ließ, dass sie es wollte. Nein, immerhin hatte sie gewartet, bis wir im Auto ein Stück die Straße heruntergefahren waren. Erst da hatte sie sich ihm an den Hals geworfen und ihn so fest gedrückt, dass sein Gesicht rot angelaufen war.

Als sie jetzt an seiner Brust herumknabberte, zog ich mir meine Kleidung über und schnappte mir ein Handtuch. Obwohl die Sonne am Himmel stand und ich nicht einmal nass geworden war, zitterte ich trotzdem vor Kälte. So weit nördlich in Maine stiegen die Temperaturen im Hochsommer selten über zweiundzwanzig Grad, und der schnei-

dende Wind ließ es immer noch um fünf Grad kühler erscheinen.

»Wir sollten los«, sagte Simon plötzlich und trat aus dem Dickicht der Pfadöffnung.

Simon war immer der stillere, ältere, nachdenklichere der beiden Carmichael-Brüder gewesen und hatte dazu passend eine schlaksige Figur und eine gebeugte Haltung gehabt. Aber im Laufe des letzten Jahres hatte er sich verändert. Seine Arme, Beine und die Brust waren kräftiger geworden, und da er sein Shirt ausgezogen hatte, konnte ich sogar einen Ansatz von Bauchmuskeln erkennen. Er wirkte größer, stand aufrechter. Er sah mehr wie ein Mann aus, nicht wie ein Teenager.

»Die Gezeiten ändern sich, und Wolken ziehen auf.«

Ich fing Justines Blick auf und wusste genau, was sie dachte: Der neue Sender bringt auch nur das Wetter.

»Wir sind doch gerade erst angekommen«, meinte Caleb.

»Und was ist mit dem Sonnenuntergang?«, fragte Justine.
»Jedes Jahr nehmen wir uns vor, ihn von hier oben anzuschauen, und nie wird was draus.«

Simon holte ein Shirt aus seinem Rucksack und zog es über, ohne sich erst lange abzutrocknen. »Sonnenuntergänge gibt es noch viele. Heute wird ihn die riesige Sturmfront verdecken, die gerade auf uns zugerast kommt.«

Er wies mit einem Nicken auf den Horizont, und ich folgte seinem Blick. Entweder war ich zu sehr auf das Wasser konzentriert gewesen, um den Himmel zu bemerken, oder die schwarze Wolkenbank war aus dem Nichts aufgetaucht.

»Ich habe mich über das Wetter informiert, bevor wir losgefahren sind – laut Ansage sollte der Himmel bis spät-abends klar bleiben. Aber wie es aussieht, haben wir nur gut zwanzig Minuten, um vom Berg runterzukommen, bevor

hier die Blitze einschlagen.« Simon schüttelte den Kopf.
»Ich wünschte, Professor Beakman könnte das sehen.«

Bevor ich fragen konnte, was er damit meinte, begannen Caleb und Justine, mit gesenkten Stimmen zu diskutieren. Ich saß mit angezogenen Knien da, um mich warm zu halten. Simon hockte sich neben mich und fragte: »Alles okay?«

Ich nickte und versuchte zu lächeln. Im Laufe der Jahre war Simon nicht nur für Caleb, sondern auch für Justine und mich so etwas wie ein großer Bruder und Beschützer geworden. »Mir ist ein bisschen kalt, und ich wäre froh, wenn ich dickere Gummisohlen unter den Turnschuhen hätte, aber sonst geht es mir prima.«

Er zog einen weinroten Fleecepulli aus dem Rucksack und reichte ihn mir. »Das ist kein großes Drama, weißt du. Heute ist nur der erste Tag. Wir haben den ganzen Sommer. Und den nächsten Sommer und den nächsten.«

»Danke.« Ich schaute beschämt beiseite. Er meinte es ehrlich, aber so kurz nach meinem Versagen wollte ich nicht daran erinnert werden.

»Nein, wirklich«, sagte er mit leiser, aber fester Stimme.
»Du solltest erst dann den Sprung wagen, wenn du bereit bist. Oder vielleicht auch nie, das ist völlig in Ordnung.«